

Tagungen

ARGUSAUGEN UND PFAUENAUGEN

Eindrücke vom XX. Deutschen Kunsthistorikertag, Berlin, 1.—4. 10. 1986.

Wer durch Werner Hofmanns Eröffnungsvortrag über *Die Augen des Argus* auf die Frage nach der Zoologie des Faches Kunstgeschichte gebracht wurde und die Lösung im Kreis der Anwesenden suchte, konnte den beruhigenden Eindruck gewinnen, daß weder die Argusse noch die Pfauen sich geändert haben. Was sich gegenüber den letzten Tagungen dieser Art als charakteristisch heraus hob, war eine neue Praxisbezogenheit, die Publikum, Referenten und nicht zuletzt der Verbandsleitung eigen war. Die Zeit der Selbstinfragestellungen und Grundsatzschlachten scheint archaische Vorzeit zu sein, die wichtigsten aktuellen Feinde sucht man nicht im Fach, sondern draußen, und man muß ihnen dynamisch begegnen: schwindende Originalsubstanz der Denkmäler im Zeichen von Konsumgeschmack, Umweltkorrosion und politischem Verfügen über das fragile Gut. Die methodischen Animositäten der letzten Zeit, von der Hermeneutikdebatte bis zum oft beschworenen „Ende der Ikonologie“, scheinen nicht zum öffentlichen Austrag gereizt zu haben.

Man muß sich vorsichtig ausdrücken: selbst zwei Berichterstatter sehen sich völlig außerstande, sechs parallelgeführte Sektionen zur Kenntnis zu nehmen. So günstig sich im Programm wieder einmal das Angebot von Plenarsektionen ausmachte, so zersplitternd und ärgerlich wirkte die Notwendigkeit, aus mehreren interessanten und gewichtigen Veranstaltungen nach persönlichem Attachement oder Zufall wählen zu müssen. Auch aus dem Kreis der Sektionsleiter kamen Klagen über die resultierende sachlich spürbare Reduktion des Teilnehmerkreises, die störende Fluktuation und das Abgeschnittensein von attraktiven Verhandlungen bei den Kollegen. So spezialistisch sind wir gottlob doch gar nicht!

Wenn nicht die Linnéschen Unterteilungen geeignet sind, die Charakteristika der Berliner Tagung zu beschreiben, so jedenfalls der *genius loci*. Das begann mit dem Kummer über die Absage eines kollektiven Besuchs der Potsdamer Friedrich II.-Ausstellung: die Charlottenburger konnte nicht als Ersatz gelten, das Grußtelegramm des Schirmherrn blieb ein schwacher Trost.

Auch sonst waren die hintergründigen Spannungen der Berliner Szene bei verschiedenen Gelegenheiten spürbar. Was der Regierende Bürgermeister über die Rolle der Stadt beim Erwerb des *Embarquement* von Watteau zu äußern wußte, konnte nicht ohne höfliche Ergänzung am rechten Ort bleiben. Gelegentlich eines Empfangs im Reichstagsgebäude (dessen verlegenem Innenausbau nach dem Krieg spätere Historiker ohne Zweifel manches zu entnehmen wissen werden) fragte man sich, ob der Gastgeber die Potsdamer Ausstellung für eine Westberliner Attraktion hielt. Bei einem Empfang der Stiftung Preußischer Kulturbesitz endlich kamen deren aktuelle Entscheidungen zur Sprache. Wie wir meinen, haben sich diese wunden Stellen nicht zum Nachteil des Zusammentreffens ausgewirkt, eher Nachdenklichkeit und eine aufgeweckte, konzentrierte Atmosphäre gefördert.

Viel an Belebung und Munterkeit kam vom gewandelten Publikum: die — gegenüber Stuttgart zahlenmäßig angestiegene — Teilnehmerschaft hat sich verjüngt, und der Umgangston färbte sich entsprechend. „Berliner Luft“, dazu gehörte auch die gutgelaunte, effiziente Betreuung durch die Berliner Studenten. Vermißt wurden dagegen zahlreiche „Honoratioren“ aus Universität, Museen und Denkmalpflege. In mancher Sektion fragte man nach dem Ausbleiben dieser oder jener kompetenten Stimme, und es konnte schon geschehen, daß eine Diskussion dadurch an das „Trockenschwimmen“ in den Seminaren erinnerte. Wenn die Veranstaltung dennoch ein wissenschaftlicher Gewinn war, lag das an der spürbar einsatzfreudigen Gastfreundschaft der Berliner Kollegen, welche neben allen möglichen Vorbereitungsarbeiten auch noch acht Sektionen verantworteten und leiteten.

Offenheit war nicht nur eine Frage von Berliner Ambiente und Jugend. Die allgemeine Entspannung im Verhältnis zwischen den beiden Kunsthistorikerverbänden zeigt öffentliche Wirkung, worüber man nur froh sein kann. Im Forschungsansatz gab es den denkbar größten Spielraum. Überwiegend erfreute eine Tendenz zu klarer, verständlicher Begrifflichkeit und zu nicht überhöhdendem Zugang zum Kunstwerk wie zum Metier — Absage an die neue Mystik oder Phasenverschiebung?

Angesichts des starken Nachkriegsakzents im Programm wird mancher erwartet haben, man werde sich einer Standortbestimmung des Faches vor dem Hintergrund deutscher Geschichte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts stellen, ein Gegenstand, bei welchem sich die Historiker sämtlicher Lager nach wie vor zu bewähren hätten. Thematisiert wurden solche Fragen immerhin im Gespräch über das Referat von Robert Suckale (inzwischen abgedruckt in *Kritische Berichte* 14/4, 1986, S. 5—17), der sich um eine differenzierende Sicht Wilhelm Pinders bemüht hatte: der Gelehrte sei nicht jener NS-Schriftsteller gewesen, zu dem ihn die Nachwelt habe stilisieren wollen. — Großzügigkeit im positiven Abrunden der Bilanz von 1945 hat bekanntlich derzeit Fürsprecher. Die Aufarbeitung des Dritten Reichs durch die Historiker wird sicher mit derselben grundsätzlichen Emotionsferne geschehen müssen wie die eines jeden ihrer oft genug unappetitlichen Stoffe. Aber verlangen nicht Sachlichkeit und abwägende Urteilsbildung auch danach, das Zeugnis derjenigen Kollegen zu berücksichtigen, welche die Jahre vor 1945 bewußt miterlebt haben? In der Diskussion zeichnete sich hier ein ganz anderes Bild ab: eine Geschichtsschreibung, die emotionale und subjektive Züge pflegte, in Generationen und Rassen ihre Raster finden konnte, und deren formal unpolitischer Wortlaut unter den gegebenen Zeitumständen eine dämonische Wirkung hervorrief. Dies sollte nicht voreilig im Zeichen additiver Ahnenforschung eingeebnet werden.

Berlin erwies sich als der geeignete Ort, um zu demonstrieren, daß es, entgegen anderen Urteilen (auf dem 2. Deutschen Kunsthistorikertag hatte ihnen C. G. Heise Ausdruck verliehen: *Kunstchronik* 2, 1949, S. 232), durchaus möglich und sinnvoll ist, wenn Historiker sich mit moderner und modernster Kunst beschäftigen. Justus Müller-Hofstede demonstrierte die Fortschritte der jüngsten Expressionismus-Forschung an der Interpretation eines Kirchner-Gemäldes, Werner Hofmann brach eine Lanze für eine Sicht der Moderne im Rahmen geschichtlicher Kontinuität statt Isolierung, und am letzten Tag gab es gleich drei Sektionen zur Moderne nebeneinander, sämtlich von Berliner

Kollegen (mit Peter Klaus Schuster, München) getragen, die weder vor den Widersprüchen der Moderne Halt machten noch vor der aktuellsten Bilanz in Berlin (mußte deren Titel unbedingt „Frontbericht“ heißen? Die pseudomilitärische Garnierung von ganz harmlosen Produktionsvorgängen in der Moderne ist lange genug als hohle Geste bekannt). Nach unseren kurzen Eindrücken tut sich hier die Chance auf, daß die Forschung durch ihre rechtzeitige Öffnung gegenüber dem zeitgenössischen Schaffen der Nachwelt ärgerliche Umwege ersparen könnte. Welches Dickicht von biographischen und kunsttheoretischen Mythen hatte sich in den letzten hundert Jahren ansammeln können, solange die Historiker die Prozesse der Moderne am Rande ließen! Jetzt räumt man mühsam frei.

Gelegentlich hört man, die Einbeziehung der Moderne werde auch der älteren Kunstgeschichte weitere Dimensionen vermitteln. Man darf das wohl weiterhin bezweifeln. Die proportionale Schrumpfung des Mittelalterinteresses war am Programm abzulesen und gab Anlaß zu besorgten Worten von Reiner Haussherr. Gewiß, früher war die so bedeutende deutsche mediävistische Tradition höher geachtet als heute, besaß einen zentraleren Platz in der allgemeinen Vorstellung von Kunstgeschichte. Ihre Bildungsvoraussetzungen werden munter abgebaut. Das zahlenmäßige Wachstum des Faches während der letzten beiden Jahrzehnte ist an ihr vorübergegangen. Darüber und über einem äußerlichen Vergleich der Mittelaltersektion etwa mit der doppelt so umfangreichen, in Scharen besuchten Emblemik-Veranstaltung wird man nicht vergessen, daß auch heute qualifizierte Mittelalterforschung stattfindet, teilweise mit gewandelten Fragestellungen. Eine langfristige Tendenz läßt sich nicht leicht ausmachen, neben einer gewissen Stagnation meinen wir Anzeichen von Stabilität zu erkennen.

Die Denkmalpflege hatte ihre Gelegenheit — in Stuttgart seinerzeit Schlußlicht, wurde ihr diesmal eine Plenarsitzung eingeräumt. Aber das Gros derjenigen, die in Stuttgart das Fernbleiben der übrigen Kunsthistoriker angeprangert hatten, war diesmal nicht gekommen, die von den Ämtern öfters mißtrauisch beäugten Theoretiker und Nichtmandatsträger sahen sich im Stich gelassen. Dennoch schaffte es der Sektionsleiter Wolfgang Wolters, daß die Veranstaltung dem Anspruch ihres Themas gerecht wurde. Sein langes, engagiertes Referat forderte eindringlich, man müsse endlich ernst machen mit der Ausrichtung der Denkmalpflege am Erhalten der originalen Substanz. Deren Erosion wurde als bedrohlicher, weit fortgeschrittener Prozeß von unüberbarem Umfang deutlich; ein Umdenken der Gesellschaft, der Kunsthistoriker, nicht nur der zuständigen Ämter sei notwendig. Seine Klagepunkte konvergierten eindrucksvoll mit jenen der anderen Referenten. Die Anwesenden identifizierten sich spürbar und hörbar mit dem vorgetragenen Anliegen, und es kam, wohl erstmals in der Geschichte der Kunsthistorikertage, zu einer Resolution mit grundsätzlicher konservatorischer Stoßrichtung.

Eine Stunde später gipfelte der Tag in einem Empfang bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, wo Stiftungspräsident Knopp, mit dem einstimmigen Votum der in Berlin versammelten Kunsthistoriker bekannt gemacht, solche Anliegen in Hinblick auf die Ausstellungspolitik seines Hauses zurückwies, aber für spätere Zeiten Berücksichtigung der konservatorischen Erfordernisse vorsah — aufrichtige Worte, die der Tatsache Rechnung trugen, daß weiter an dem ominösen Ausstellungsvorhaben „Northern Renaissance“ gearbeitet wird; es ist für 1988 angesetzt. (Ein lesenswertes Editorial des

Art Bulletin 68, September 1986, S. 358 f., nimmt das Projekt zum Modellfall der in den USA umstrittenen sog. Blockbuster Exhibitions.)

So schafften die Teilnehmer um so leichter den Sprung aus der Feierstimmung in den Berufsalltag. Zumindest die öffentliche Anerkennung der Tatsache, daß jeder Kunsthistoriker auch eine konservatorische Verantwortlichkeit für die ihm zur Erforschung und Pflege anvertrauten Werke hat, sollte nicht in Vergessenheit geraten.

Dorothea und Peter Diemer

Die Vorträge und Referate des Berliner Kunsthistorikertages sollen großenteils an unterschiedlichen Stellen veröffentlicht werden. Aus diesem Grund schien es angemessen, auf die bisher gewohnten Resümees in diesen Mitteilungen zu verzichten. Statt ihrer werden im folgenden Kurzberichte der Leiter der Plenarsitzungen und Sektionen wiedergegeben, soweit sie bei Redaktionsschluß vorlagen.

Plenarsitzung und Sektion 1:

Anklage — Deutung — Apologie. Die öffentliche Kunstwissenschaft nach 1945.

Die Wahl der drei Orientierungsbegriffe — Anklage, Deutung und Apologie — wurde mit dem Blick auf die kontroversen Bestandsaufnahmen der unmittelbaren Nachkriegsjahre getroffen, als warnende Konvertiten (Hausenstein, Worringer und Sedlmayr) eifrigen Fürsprechern (Roh, Grohmann, später Haftmann) gegenüberstanden. Der Rückblick auf vier Jahrzehnte sollte nunmehr ohne Zorn und Eifer erfolgen, aber auch nicht (um Pinder zu zitieren) in unbeteiligter Objektivität „erfrieren“. Um letzteres zu verhindern, wurden zwei Künstler, Hans Platschek und Heinz Mack, als Referenten eingeladen. Mit Platschek kam einleitend ein Maler zu Wort, der im Informel der 50er Jahre hervorgetreten war und seitdem in der Öffentlichkeit vornehmlich als Essayist registriert wird. Er bestätigte seinen Ruf mit einem Plädoyer für die „peinture“ und einem subjektiven Verriß aller, die keinen geistreichen Pinsel führen. Auch das Museum als Ort der ästhetischen Massenunterhaltung fand vor seinem Auge keine Gnade. Beltings „Bemerkungen zum Thema Kunstgeschichte und moderne Kunst“ sollten die Auseinandersetzung fortführen und klären, die sich zwischen ihm und dem Leiter der Sektion an seiner Schrift „Das Ende der Kunstgeschichte?“ entzündet hatte. Der Referent war durch Krankheit an der Teilnahme verhindert. Der die Problemlage differenzierende Beitrag wurde verlesen, aber nicht diskutiert.

In die Sachdiskussion führten Müller-Hofstedes „Anmerkungen zur Expressionismus-Interpretation nach 1945“ ein. Wie eine „German institution“ sich in ein internationales, besonders von amerikanischen Kollegen oft durchwandertes Forschungsfeld verwandelte, wurde dabei ebenso deutlich wie die wohltuende Akzentverschiebung (sprich: Entideologisierung) der einzelnen Themen und Probleme.

Heinz Macks „Rückblick aus der Sicht eines Betroffenen“ ließ eine Art „Abrechnung“ erwarten, entpuppte sich aber als eine von künstlerischem Formdenken geleitete Mäanderwanderung durch ein imaginäres Weltmuseum der Künste, wodurch sich dem